

Namen-des-Vaters in Wedekinds "Frühlings Erwachen"

und Lacans Préface à l'Eveil du Printemps, in Autres Ecrits, Paris Seuil 2001

Vortrag Zürich/Berlin 2012/13, publiziert in "fort-da", Band 2 Psa
extensiv, rs, revidiert 20.02.2025

Wedekinds «Frühlings Erwachen, eine Kindertragödie», geschrieben 1890/91, vermischt das Trauerspiel, den Schwank, die Satire, die Komödie, was dem Stück eine kaleidoskopische Aura verschafft: vielfarbige Bruchstücke blinken auf, konfigurieren sich, beleuchten sich gegenseitig, fallen auseinander, konfigurieren sich von Neuem. Der Umgang mit den literarischen Vorbildern – Goethe, Shakespeare – ist so virtuos wie beiläufig: weder stellt hier einer seine Lesefrüchte zur Schau, noch zitiert er sie parodistisch. Er haucht ihnen ein wildes und zartes Leben ein, das uns als heutig zu berühren vermag auch dann, wenn die heutigen Teenager ganz anders reden. Dass sie mit Sex in Bildern und Worten überfüttert sind, was hat es gebracht? Ist «die Sache, was es für die Jungen ist, Liebe zu machen mit den Mädchen», und was es für die Mädchen ist, Liebe zu machen mit den Jungen, damit erledigt?¹

Und, weiter mit Lacan, wie steht es mit ihren Träumen, ohne die sie nicht daran dächten? Und gibt es jene nicht mehr, für die die Sache sich nicht als befriedigend erweist, jene, die sich vom *tout/* vom «alle» ausschließen, womit es für jeden und jede scheitern mag?

Das Paar Melchior-Wendla verweist auf Faust und Gretchen, Moritz ist eine tragische Figur der Moderne, Opfer des Versagens der Väter. Hamlet winkt von fern. Doch sind alle drei weder durchgehend allegorisch noch durchgehend realistisch gestaltet. Ich zitiere

¹ Préface à L'Eveil du printemps, in: Jacques Lacan, *Autres Ecrits*, p 561 – 563

Rolf Kaiser, einen Literatur-Fachmann: «Seit Prousts *Pastiches et mélanges*» hat diese Form literarischer Reminiszenz einen Namen. Wedekind pastichiert seine Vorbilder nicht nur im Sinn virtuoser Stilübung. Er dekonstruiert sie ironisch, um sie sich selber anzueignen, um damit seinen eigenen Stil zu gestalten. So wird seine Methode zu einer immanenten Sprach- und Literaturkritik. Es wird sich erweisen, ob die Forschung in Wedekind den Entdecker einer neuen Poesie jenseits der Strukturen der Moderne erkennen wird.»

Es wird sich ebenfalls erweisen, ob die Forschung in Lacan den Entdecker einer neuen Psychoanalyse jenseits der Strukturen der Moderne erkennen wird. Dass Lacan in Wedekind einen Geistesverwandten entdeckt hat, ist nicht verwunderlich. Sein *préface* ist ebenfalls ein *pastiche*, das Freud und die Freudianer, insbesondere deren Begriff der Sexualität, ironisch dekonstruiert, um das herauszuziehen, worum es ihm geht: die Struktur der Sprechwesen, das Auseinanderklaffen und notdürftige Verknüpfen von Sprechen und Trieb, Sinn und Genießen, das sexuelle Nicht-Verhältnis – und die Funktionen, in alledem, des/der *Namen-des -Vaters*.

Diese Funktionen aufzugreifen, ist kühn angesichts der Tatsache, dass der Name-des Vaters sich als Schlüssel-Element durch das ganze Lacansche Werk zieht, nicht zu reden von den Büchern darüber – E. Porge, Pierre Bruno, C. Soler – deren Lektüre ich denen empfehle, die die Sache weiterverfolgen möchten. Im Jahr 1971 ist der *Nom-du-père* ein «Meister-Signifikant des analytischen Diskurses»,² und im selben Zug «kastriert bis zum Punkt, nur eine Nummer zu sein» (Die Null bei Peano, später *l'au-moins-un*). Diese Aussage 1971 ist auf dem logisch-mathematischen Mittelweg zwischen dem klassischen Namen-des-Vaters als Signifikant der Vater-Metapher (nachzulesen

² Seminar XVIII, 1971, *D'un discours qui ne serait pas du semblant*, p 174

im berühmten Psychosen-Aufsatz der *Ecrits/Schriften*), jenem Vater-Signifikant also, der das Begehren der Mutter in Schach hält, das Gesetz des Phallus tradiert, und als eine Art Anderer des Andern, als Garant des Andern interpretiert werden kann (nicht muss) – zwischen diesem Meister-Signifikanten des Symbolischen also, und den an den «realen Vater» gebundenen *Namen*, die in den späteren borromäischen Seminarien als viertes Element die eminent wichtige Funktion der Benennung, und damit Unterscheidung und Verknüpfung, der drei Schleifen Real, Symbolisch, Imaginär haben.

Die Dichte nur schon dieses *préfaces* erlaubt es nicht, auf alles einzugehen. Der Text enthält in einer Nussschale jene Axiome, an denen Lacan auch noch und gerade in Zeiten der borromäischen Knoten und Ketten festgehalten hat. Er enthält in nuce sein *tableau de la sexuation*, die Fragen des *tout/alle*, das sich auf die Ausnahme stützt, einer nicht, und des *pas-tout*, nicht ganz, nicht alle, das keine Ausnahme kennt, und an kein *alle*, kein *ganz* glaubt.

Ich werde dieses *tableau* nicht per se erklären, ich werde bloß streifen, dass und wie Melchior sich auf der Seite des *tout/der alle*, platziert, Wendla auf der Seite des *pas-tout*, des *nicht-alle*, während Moritz sich dort, beim *pas-tout*, zwar anzulehnen versucht, doch ausgeschlossen bleibt.

Was Wedekind hier in Szene gesetzt hat, ist, so Lacan, *du jamais vu*, unerhört, und gleichzeitig «orthodox in Bezug auf das, was Freud gesagt hat». Freud hat in der Mittwochsrunde vom 13. Februar 1907 unter anderem gesagt, man müsse bei Wedekind eine tiefe Kenntnis der sexuellen Verhältnisse voraussetzen: das verrate schon der beständige sexuelle Hintergrund der manifesten Gespräche. Womit zumindest schon angetönt ist, was Lacan thematisieren wird: «dass es ein Verhältnis des Sinns zum Genießen gibt», ein notwendig

schwieriges, täuschend schönrednerisches oder täuschend rohes Verhältnis, und die Camouflage desselben im *tout*, im *alle*.

«Dass das, was Freud festgestellt hat von dem, was er die Sexualität nennt, Loch macht im Realen, wird dort fühlbar, wo, da niemand ungeschoren rauskommt, man sich keine weiteren Sorgen mehr darum macht.»

Alle sind ein wenig gefrustet, beschnitten, man arrangiert sich, so gut es geht, jeder findet seine jede, der Pastor hat Gott gefunden, und es wird schon einen geben, der weiß warum: etwa so reden die Erwachsenen bei Wedekind, insbesondere die Männer – allesamt, mit Ausnahme der Mütter, und, beschränkter, der Männer in Vaterfunktion, tragen diese Männer Witznamen, die sie zu Witzfiguren degradieren.

Ein Detail dazu: die Zensurbehörde der ersten Aufführung 1907 (Regie Max Reinhardt, ein Riesenerfolg) hat darauf bestanden, Namen wie Pastor Kahlbauch, Professoren Knochenbruch, Sonnenstich, Fliegentod, Zungenschlag, Knüppeldick, den Pedell Habebald den Dr. Brausepulver etc. «durch neutrale Namen» zu ersetzen - immerhin zeugt das für kein schlechtes Gespür in Sachen Macht der Namen - und, man höre und staune, das Wort «Beischlaf» im Aufklärungs-Brief Melchior's an Moritz zu streichen. Pikanterweise wurde die onanistisch-pornographische Rede des Hänschen Bilow (3. Szene, 2. Akt) nicht bemängelt, zweifellos, weil sie mit Shakespeare-Zitaten und Malerei-Referenzen gespickt ist.

Dass es ein Verhältnis des Sinns zum Genießen gibt, war Wedekind wohlbekannt. «Dass dieses Genießen phallisch sei, sagt die Erfahrung, die damit korrespondiert». Dieser Satz gibt Lacan weiter unten die Gelegenheit, Freud und den Freudianern eins auszuwischen. «Denn man kann sagen, dass Freud, zu dieser Zeit, noch über dem

Unbewussten brütet, und dass er die Erfahrung, die das Regime des Unbewussten einsetzt, noch nicht einmal zur Zeit seines Todes auf ihre Füße gestellt hat». Es bleibe ihm, Lacan, überlassen, dies zu tun, bis ein anderer es ihm abnehmen werde. Man hört die Referenz auf Marx: es gilt, die Kopfgeburt des Unbewussten auf die Füße der Erfahrung zu stellen – auf die Füße der Erfahrung eines «phallischen Genießens».

Nun ist das «phallische Genießen» bei Lacan keineswegs ein grenzenloses superman-Genießen, vielmehr das von den Diskursen eh schon beschnittene Genießen, an dem die Frauen, die ja bekanntlich auch sprechen, ebenso, wenn auch nicht in gleicher Art teilhaben.

Doch Achtung: Genießen und Sprechen, das weiß ein jeder, schließen sich nicht gegenseitig aus. Die *parlêtres*, die Sprechwesen, genießen den Sinn des Sprechens (*jouis-sens*), und ziehen Sinn aus dem Genießen – das phallische Genießen, im Vergleich mit anderen Arten des Genießens, besteht eben darin, Genießen und Sinn unter ein und dasselbe Joch zu zwingen. Als Beispiel dafür mag die bürgerliche Ehe dienen, die vorgibt, beides problemlos unter einen Hut zu bringen.

Alle sind kastriert, das beinhaltet auch die Ausnahme: einer ist es nicht, und dass jeder der braven *alle* – Jungen – und Männer auch den superman, *L'Homme*, in sich trägt, ist leidlich bekannt – zumindest den Frauen. Während die Männer «mit dem Phallus verheiratet sind», wird den Frauen ein lockereres Verhältnis zu den phallischen Identifikationen, zugestanden. «Bleibt», so Lacan zur Figur Melchior, «dass ein Mann sich zum *l'Homme* macht, wenn er sich als einer-unter-andern situiert, wenn er sich unter seinesgleichen mischt». Dort, bei den Kumpels, sucht er auch Rückhalt, wenn es

um die Begegnung mit einer Frau geht, was wiederum nicht ohne ein gutes Stück Identifikation mit, wenn nicht superman, so doch mit der Funktion der Ausnahme erfordert; dies erst recht, wenn er Vater werden sollte.

Moritz scheitert kläglich, da er sich nicht im *alle*, und somit auch nicht im Einen situieren kann. Melchior gelingt es, Wendla vorübergehend davon zu überzeugen, dass er der Eine ist, auf den sie gewartet hat.

Bringen wir den Phallus auf die Kurzformel: das, was den Zipfel Fleisch mit dem Sprechen verbindet. Entweder hat man ihn, und ist ihn nicht, oder man ist ihn, und hat ihn nicht. Das kleine Menschentier wird von allem Anfang an mit einer Welt des Sprechens konfrontiert, und muss seine Regungen nolens volens an diese Welt anpassen. Ob es den «ersten Fremden», der ihm diese Welt verkörpert, annimmt oder ablehnt, wird sein späteres Schicksal bestimmen. Normalerweise versinkt, mit Freud gesprochen, diese Begegnung und Identifikation mit dem Andern, «den kein späterer mehr erreicht», in der Urverdrängung, die das Regime des Unbewussten einsetzt.

Für Lacan wird sich am selben Ort der Name-des-Vaters einschreiben.

«Die Hypothese des Unbewussten lässt sich nur über die Unterstellung des Namens-des-Vaters halten.» Anders gesagt, und auf ein Subjekt bezogen: ohne Glauben an den Namen-des-Vaters wird kein Regime des Ubw entstehen; die Elemente des Ubw werden mehr oder weniger blank zutage treten. Für diese Subjekte, Moritz ist eines davon, ist die Verknüpfung zwischen Genießen und Sinn, die ihnen vom ersten Fremden, und dann von ihrer Umwelt, präsentiert worden ist, *unerträglich* gewesen: sie verwerfen, mit dem ersten Fremden, den Glauben an die Wortwelt. Moritz glaubt nicht,

Moritz weiß, und das ist sein Verderben. Freud spricht von einem «Versagen des Glaubens» in der Psychose. Dieses Versagen des Glaubens darf nicht mit der gängigen Rede, man glaube an nichts, wie sie auch von Melchior bemüht wird, verwechselt werden.

Was für Moritz unerträglich ist, lässt die andern, hier Melchior und Wendla, nicht ungeschoren davonkommen, doch für sie ist das Scheitern relativ: sie leiden am Unverträglichen (ich erweise hier unserem verstorbenen Kollegen Michael Turnheim die Referenz – er hat als erster die Differenz unerträglich/unverträglich als Differenz zwischen Psychose und Neurose bei Freud herausgelesen). Die Träume, die Triebregungen, die Lust, die in der Pubertät auf- und ausbrechen, erweisen sich als unverträglich mit dem, was die herrschenden Diskurse nach wie vor von den Kindern verlangen: sich ins Regime des *tout*, des *Ganzen*, der *alle* einzufügen, beim Sex aufzupassen, zu heiraten, Kinder in die Welt zu setzen, für sie zu sorgen, eine sinnvolle, sprich profitable Arbeit zu leisten, und dabei auch noch, erstes und letztes Gebot, dieses Leben zu genießen.

Bemerkung 2021: die manifeste Akzeptanz sexueller diversity mag ja inzwischen einigen einiges erleichtert haben, ob das Regime bzw. der Sack des "alle" tatsächlich durchlässiger geworden ist, oder nicht eher noch gnadenloser geschlossen insofern, als er nun eben auch die Abweichler und Abweichlerinnen inkludiert, und *allen* die Selbst- und Beziehungs- und Genuss-Optimierung vorschreibt, sei mal dahingestellt.

*

Gehen wir, nach diesem Holzschnitt-Exkurs, in die Details der diversen Arten des Scheiterns, die Wedekind in Szene setzt: drei Arten des Scheiterns. Moritz, wie bereits erwähnt, klammert sich klar aus dem

alle aus, wofür ihn Melchior «ein Mädchen» nennt, ohne zu wissen, was er damit sagt, nämlich: Du bist verrückt.

Dann das andersgeartete Scheitern, das Mädchen-Scheitern Wendlas, die an sich selbst als nur eine, und mithin an die eine Liebe geglaubt hat. Und schließlich das Scheitern des normalo-phallischen Melchior, Beispiel dafür, dass, wenn es für einen scheitert, für jeden, auch für Melchior, scheitert. Auf seine «Rettung» durch den verummten Herrn werde ich ausführlich zurückkommen.

Bleiben wir vorerst beim absolut scheiternden Moritz. Auszüge aus seinem ersten Monolog: «Ich passe nicht hinein. [...] Ich ziehe die Tür hinter mir zu und trete ins Freie. [...] Ich habe mich nicht aufgedrängt. Was soll ich mich jetzt aufdrängen! -Ich habe keinen Vertrag mit dem lieben Gott. [...] Man hat mich gepresst. [...] Ich war ein Säugling, als ich zur Welt kam – sonst wär ich wohl auch noch so schlau gewesen, ein anderer zu werden – Was soll ich dafür büßen, dass alle andern schon da waren! [...] Man wird ganz per Zufall geboren und sollte nicht nach reiflichster Überlegung -- es ist zum Totschießen!»

Man kennt diese Art des melancholischen Redens, und hört Anklänge an das, was Lacan *les non-dupes* nennt: ich rede als Nicht-Gefoppter, ich lasse mich, anders als die andern, nicht foppen, nicht täuschen – fügen wir hinzu: vom Vater, von den Vätern, denn *les non-dupes-errent* ist das Equivok der *Noms-du-Père*. «Ich bi doch nöd blöd!» Die Nicht-Gefoppten, die Besserwisser irren, so Lacan. Lacan, am Rand gesagt, lässt es sich nicht entgehen, seine Co-Freudianer des Jahres 1963, Jahr seines Hinauswurfs aus der Société, irrende *non-dupes* aus dem Reich der Toten zu nennen. Es ist eine stets wieder auftauchende, und nicht unbegründete, *ritournelle* bei Lacan,

dass man ihn aufgrund seiner Kritik an den Vater-Mythen Freuds ausgeschlossen hat.

Lacan hat sich erlaubt, mit Freud das Begehren Freuds in der Konstruktion jenes Urvater-Mords zu befragen, der die Beziehungen unter den Söhnen – die Töchter sind symptomatischerweise abwesend – regeln würde. Der Vatermord regelt nichts, denn das Erbe des Vaters ist, mit Hamlet und Kierkegaard, die Sünde, das Verfehlen. Dass der symbolische Vatermord ein Begehren stützt, doch auf der Ebene der Triebe, des Genießens, nichts löst, gilt, wenn auch anders gelagert, nicht weniger für den Ödipus-Mythos, den Lacan über Jahrzehnte befragt hat. Festgehalten sei hier: Lacan hat dem toten Vater Freuds schon längst den realen Vater, den kastrierten Vater entgegengesetzt. Und, da derartige kategorische Bemerkungen stets zu Missverständnissen führen: diese «Kritik» geht einher mit einer Würdigung des Freudschen Werks, die ihresgleichen sucht.

Der *reale Vater* ist seinerseits ein Effekt des Sprechens, doch die Wirksamkeit seiner Intervention liegt in dem, was sich dem Ausgesagten entzieht, in der Art und Weise des Aussagens, in den Manifestationen seines Begehrens. So muss sich Freud, der Vater der Psychoanalyse, auch den Einwurf gefallen lassen, dass er die Wirkung des *Eigennamens* bei seinen Mitstreitern und Schülern übersehen habe: die nämlich, ein symbolisches Loch zu stopfen. Wenn es verboten ist, das Begehren des Vaters der Psychoanalyse in ihren Mythen und theoretischen Konstrukten zu befragen, was Lacan noch und noch getan hat, trocknet sie, die Psychoanalyse, aus. Dass Lacan in den 50ern und 60ern die Dinge neu aufgemischt hat, geben heute auch seine Gegner zu, ja es gibt wohl keinen, der nicht in der einen oder andern Weise von Lacan infiziert worden wäre.

Konkreter wird diese Kritik im *préface* dort, wo er der Ur-Gruppe rund um Freud anfangs des 20. Jahrhunderts zuschreibt,

«die Zeichen Wedekinds verkehrt zu interpretieren». Als Beispiel möge ein Auszug aus dem Wiener Mittwoch-Protokoll zu Wedekind dienen. «Die drei Hauptpersonen werden sinnbildlich als Verkörperung unterschiedlicher sexueller Entwicklungsstufen gesehen: Moritz, der ›auf der Entwicklungsstufe der infantilen Sexualität (Autoerotismus) stehenbleibt‹, Melchior, der ›zur normalen Sexualität findet‹, und endlich Wendla, die ausgesprochen masochistische Neigungen habe und deren frühe Todesprojektionen auch als Hinweis auf die ›unerfüllte sexuelle Sehnsucht‹ gelesen werden könne.»³

Es tözelt schon sehr in dieser sogenannt psychoanalytischen Analyse eines literarischen Meisterwerks der erotischen Passionen, in der Reduktion dieser Passionen auf eine verdinglichte, säuberlich in unreife und reife Phasen eingeteilte «Sexualität», das ist alles, was ich dazu zu sagen habe, und: das hat nicht Freud gesagt, vielmehr ein gewisser Reitler.

Lacan folgt der Mittwochs-Gruppe dann ironisch, wenn er sagt, in Bezug auf die Geschichte der kopflosen Königin im Stück, dass die Königin sehr wohl kopflos sein könnte, da der König ihr das normale Paar der Köpfe, das ihr zukäme, entwendet habe – eine Anspielung auf die Männerbündlerei der Gruppe.

Abschließend zum verkehrten Lesen der Zeichen Wedekinds durch die Freud-Gruppe: Von der Sache, wie es ist für die Jungen, Liebe zu machen, vom Verhältnis Trieb-Sinn, von Tragik und Komik der Vermischung der sogenannten Sexualität mit dem Sprechen, will diese Lektüre lieber nichts wissen.

*

³ Beitrag Reitler, Protokolle der Wiener Mittwochs-Gesellschaft 1907 (?)

Zurück nun endlich zur letzten Rede Moritz vor dem Selbstmord: was diese Rede todtraurig macht, ist das Fehlen auch nur eines Zipfels des paranoischen Auswegs, der Schuldzuweisung an die andern, derer sich die meisten Unglücklichen bedienen. «Meine Eltern mache ich nicht verantwortlich», sagt Moritz. Die verknöcherten Witzfiguren, als die seine Lehrer und Autoritätspersonen dargestellt werden, sind ihm kaum eine Erwähnung wert, erst beim vorgestellten Begräbnis tauchen einige auf: «Pastor Kahlbauch wird meine Eltern trösten. Rektor Sonnenstich wird Beispiele aus der Geschichte zitieren.»

Es wird noch viel schlimmer kommen. Auszüge aus den Begräbnisreden:

«Prof. Knochenbruch (wirft eine Schaufel voll Erde in die Gruft): «Verbummelt- versumpft-verhurt-verlumpt- und verludert». Onkel Probst: «Meiner eigenen Mutter hätte ich's nicht geglaubt, dass ein Kind so niederträchtig an seinen Eltern zu handeln vermöchte». Rektor Sonnenstich, dem Rentier Stiefel, dem Vater, die Hand drückend: «Wir hätten ihn ja wahrscheinlich doch nicht promovieren können!»

Mit Abstand am grausamsten redet dieser Rentier Stiefel, der Vater selbst: «Der Junge war nicht von mir! Der Junge hat mir von kleinauf nicht gefallen!»

Eine derartige Karikatur des Scheiterns der Vater-Funktion mag diese vorläufig *per contrario* erhellen. «Der Name-des-Vaters ist der Vater des Namens», so Lacan in «Le Sinthome»⁴ Dieses Benennen geht über die Namensgebung für das Kind hinaus, auch wenn diese Gabe die Elemente dessen, was das *naming* zu einer existentiellen Funktion macht (die sich von der signifikanten Funktion der Vater-Metapher des klassischen Lacan entfernt hat), ins Spiel bringt:

⁴ Jacques Lacan, *Le Sinthome, Seminaire XXIII*, 1975-1976, 18.11.1975

Der Eigenname verknüpft Laute mit Buchstaben, und steht im Dienst der Repräsentation des Kindes als des einen, der einen unter andern: anders gesagt, er verknüpft die Schlaufen Real, Symbolisch, und Imaginär.

Schon im Seminar *L'Angoisse*⁵ wird diese Gabe des Benennens eines vorerst namenlosen *objets a*, das heißt die Übertragung dieses Objekts ins Feld des Andern, der Gemeinschaft, herausgehoben als das, was die Angst – die Angst vor dem opaken Begehren des Andern – bändigt. «Es gibt keine Überwindung der Angst, außer der Andere habe sich benannt»: mit der Benennung des Kinds benennt sich der Andere als «Vater». Wedekind trifft ins Schwarze, wenn er beim Gespräch zwischen Moritz und Melchior über ihre «männlichen Regungen», sprich nächtlichen Träumen und Pollutionen, Moritz auf die Frage Melchiors, ob er denn Gewissensbisse empfunden habe, sagen lässt: «Gewissensbisse?? Todesangst.»

Weiter im *Angoisse*-Zitat: «Es gibt keine Liebe, außer der für einen Namen, wie ein jeder aus Erfahrung weiß. Der Moment, wenn der Name dessen oder derer, an die sich unsere Liebe adressiert, ausgesprochen wird, ist eine höchst bedeutsame Schwelle».

Die Benennung löst ein Problem, nicht ohne ein neues zu schaffen: das Symptom einer generalisierten *père-version*, Vaterliebe. Auch Joyce, der Gewährsmann des Seminars *Sinthome*, entgeht ihr keineswegs.«Ulysses ist das Zeugnis dessen, womit/ wodurch Joyce in seinem Vater verwurzelt bleibt, tout en le reniant/ in dessen Verneinung selbst. Und das ist sein Symptom.»⁶

Joyce wird sich mit der Entwicklung seines aus *lalangue* geschöpften Schreib-*sinthomes*⁷ aus dieser symptomatischen

⁵ Séminaire X, *L'Angoisse* 1962 – 1963, p193

⁶ Séminaire XXIII, *Le Sinthome*, p 70

⁷ Kurz zum Unterschied *sinthome*-Symptom: Das *sinthome* reduziert die Symptomatik eines Subjekts auf einen bestimmten Zug, hier das Schreiben. Mehr dazu im Artikel *Es muss getan werden*: zur Sublimierung, fort-da Band 1.

Verwicklung lösen, nicht ohne sich des Namens (wenn nicht des Vaters, so Irlands) für die Errichtung seines Eigennamens bedient zu haben – was etwas grundsätzlich anderes ist als die These, das *sinthome* könne das Vatersymptom und den Vaternamen ersetzen. Im Sem. *Sinthome*, und in Lacans Rede *Joyce le sinthome*, finden sich zahlreiche Aussagen Lacans, die die Vaternamen, anders als das *sinthome*, auf der strukturellen Ebene verorten: «(Joyce) zeigt, bedeutet, dass die gesamte psychische Realität, das heißt, das Symptom, schließlich und endlich (*au dernier terme*) von einer Struktur abhängt, in der der Name-des-Vaters ein unbedingtes/nicht zu verhandelndes Element ist (*un élément inconditionné*).» Schauen Sie sich um in der Literaturgeschichte seit Shakespeare: noch und gerade die manifeste Ablehnung, Verneinung der Väter der Realität ist und bleibt Teil einer unstillbaren Vater-Sehnsucht, die des Öfteren zusammengeht mit dem, auf unterschiedlichste Art und Weise poetisch umgesetzten, Fantasma der Vater- Erfindung und -Rettung. Das Paradebeispiel dafür ist Hölderlin.

Zurück zum Vater Stiefel. Er und Madame Stiefel haben ihr Kind Moritz getauft, zweifellos kirchlich, doch zumindest der Vater hat die Taufe verworfen. Die Taufe bindet nachträglich das, was Moritz zu Recht sagt – meine Geburt war ein Zufall, war die Folge eines zufälligen sexuellen Akts – ein in das Versprechen: Du bist mein Kind, und mit Deinem Namen übergebe ich Dich der Gemeinschaft. Ich verpflichte mich dazu, Dir, meinem Sohn, meiner Tochter, die Welt zu benennen.

«Ich erschließe Dir die Welt», wird der Vermummte in der Schlusszene zu Melchior sagen; dies als vorausseilende Bemerkung, die, wiederum *a contrario*, das Vernichtende, das ein Vaters, dieses Vater

Stiefel, an seinem Kind begehen kann, grell erleuchtet. Wedekind ist ein Meister der Beleuchtungen *a contrario*.

Dem Moritz war einzig Melchior geblieben, Melchior, den sie von ihm getrennt, in eine Korrekturanstalt geschickt hatten. Wie manchen schönen Abend ich mit Melchior verbracht habe, sinniert er. Und weiter: «auch die Menschen hatte ich mir unendlich schlimmer gedacht. Ich habe keinen gefunden, der nicht sein Bestes gewollt hätte. Ich habe manchen bemitleidet um meinetwillen».

Sogar das Weggehen der jungen Prostituierten Ilse, die zufällig vorbeikommt, und ihn scherzhaft-liebevoll zu sich zu nehmen versucht, nimmt er auf sich. Moritz, allein: «Ein Wort hätte es gekostet.» Er ruft: «Ilse! Ilse! Gottlob sie hört nicht mehr. – Ich bin der Stimmung nicht. – Schade, schade um die Gelegenheit.»

Dann ein letztes Aufbäumen, von Wedekind kursiv gesetzt: «*Aufschreien! Aufschreien! Du sein, Ilse! Priapial! Besinnungslosigkeit! Das nimmt die Kraft mir! Dieses Glückskind, dieses Sonnenkind – dieses Freudenmädchen auf meinem Jammerweg! O!O!*»

Und schließlich, nachdem er den Brief der Mutter von Moritz, Antwort auf seinen Geld-Bittbrief, verbrannt hat – «jetzt ist es dunkel geworden. Jetzt geh ich nicht mehr nach Hause».

Fin de partie.

Im Vergleich zu Melchior und Wendla ist Moritz dem Typus am fernsten, und den Figuren des Expressionismus, etwa Büchners, am nächsten. Mit dem Wiedererscheinen, Kopf im Arm, auf dem nächtlichen Friedhof wird das Tragische allerdings wieder gebrochen und ins Allegorische gekehrt – Allegorie des ungeliebten, missratenen, vom Vater verstoßenen Sohns: in unserer Sprache, Allegorie des Scheiterns der Orientierung an einem Namen-des-Vaters, der das Genießen in seiner Verbindung mit dem Sprechen zumindest

partiell erlaubt und ermöglicht hätte. Das Unvermögen von Moritz, die Zuwendung Ilses anzunehmen, setzt dazu den Punkt auf's i.

Moritz hat ein erträgliches Genießen ausschließlich in seiner Liebe zu Melchior erfahren können, in einer platonischen Liebe, die von außen, und von innen, bedroht ist, und scheitert. Er sagt nicht erst in seinem Schlusschrei, dass er ein Mädchen sein möchte: schon viel früher sagt er zu Melchior: «Das Mädchen genießt wie die seligen Götter... die Befriedigung, die der Mann dabei findet, denke ich mir schal und abgestanden.» Diese maßlose Idealisierung des unerreichbaren weiblichen Genießens, mit ihrer Kehrseite maßlosen Hasses, passt nur allzu gut ins Bild dessen, der sich vom *alle* der Männer ausgeschlossen hat – man denke an die Denkwürdigkeiten Schrebers, der im Wahn zum Weib Gottes wird. Doch Moritz entwickelt tragi-scherweise keinen konsistenten Wahn, und geht unter.

Wir werden ihn nun vorübergehend verlassen, und kommen zu Wendla. Wendla ist, wäre, würde eine Frau werden, hätte die Scheinheiligkeit ihrer Umgebung, und eine verpfuschte Abtrei-bung, sie nicht in den Tod getrieben. Ihr trauriges Schicksal auf «ge-sellschaftliche Faktoren», sprich fehlende Aufklärung, zu reduzie-ren, wäre dennoch zu kurz gegriffen. «ich bin so glücklich, Mädchen zu sein, wenn ich kein Mädchen wäre, brächt ich mich um», und sie wolle «Jungens, Jungens» als Kinder, sagt sie zu ihren Freundinnen im Kontext des Erscheinens des von den Mädchen umschwärmten Melchiors.

Dass sie von eben diesem Melchior geschlagen werden will, aber bitte nicht allzu sehr –Vorbilder, inklusive Anna Freuds, dieser kleinen Perversion gibt es viele. Wendla, vaterlos aufgewachsen, will es wissen. Sie will es erst recht wissen, wenn sie Melchior auf den Heuboden nachsteigt. Sie will wissen, was das ist, die Liebe.

Die in Kommentaren vielgescholtene Mutter sagt nicht nur heuchlerischen Unsinn, wenn sie auf die Befragung der Tochter hin sagt: «Um ein Kind zu bekommen – muss man den Mann –mit dem man verheiratet ist – lieben, lieben sag ich Dir – wie man nur einen Mann lieben kann! Man muss ihn so sehr von ganzem Herzen lieben, wie – wie sich's nicht sagen lässt!... Jetzt weißt Du, welche Prüfungen Dir bevorstehen!»

Einer Wendla, die kurz und knapp antwortet: «und das ist alles?» ist schwer abzunehmen, dass sie glaubt, das Heiraten sei die notwendige Vorbedingung fürs Kinderkriegen.

Wie auch immer, Wedekind macht aus Wendla nur am Rand ein Opfer gesellschaftlicher Lügen: er würdigt sie als eine Begehrende, wie auch Goethe das Gretchen als eine Begehrende gewürdigt hat. Er lässt sie, am Morgen nachdem sie mit Melchior auf dem Heuboden Liebe gemacht hat, sagen: «Der Weg ist wie ein Pelüchetepich- kein Steinchen, kein Dorn. Meine Füße berühren den Boden nicht... oh, wie ich die Nacht geschlummert habe!... Ach Gott, wenn jemand käme, dem ich um den Hals fallen und erzählen könnte.» Man hätte es ihr gegönnt.

Die schillerndste Figur bleibt Melchior, der schöne, umschwärmte, wortgewaltige Jungmann unter Männern. Melchior Gabor hat eine kluge, tolerante Mutter, und einen korrekten Juristen-Vater, der allerdings, bis zum Moment des Skandals, der Mutter die Erziehungs-Zügel überlassen hat. Dazu sei am Rand gesagt: was die Namen-des-Vaters angeht, mischen die Mütter kräftig mit, öfters kräftiger als die Väter, sowohl über die Erziehung der Kinder, wie über ihr eigenes Begehren.

Melchior schwingt unter anderem faustisch-nihilistische Reden. Wendla, die er damit sehr beeindruckt hat, gesteht einer

Freundin: «Denk Dir, Melchi Gabor sagte mir damals, er glaube an nichts – nicht an Gott, nicht an ein Jenseits – an gar nichts mehr in dieser Welt.» Und, die Verführung vorbereitend, Melchior: «Ich werde eine Abhandlung schreiben und sie Herrn Pastor Kahlbauch einschicken. Er ist die Veranlassung. Was faselt er uns von *Opferfreudigkeit!* – Wenn er mir nicht antworten kann, gehe ich nicht mehr in die Kinderlehre, und lasse mich nicht konfirmieren». Der sympathische junge Revoluzzer, der sich, nolens volens, in seiner Anklage-Rede auf einen Ort der Wahrheit bezieht, und insofern glaubt – welche Distanz zum wahrhaft verzweifelten Diskurs von Moritz, der den Grund des Glaubens – Wittgensteins Diktum folgend, den unbegründeten Grund – verworfen hat. («Am Grund des begründeten Glaubens liegt der unbegründete Glaube», Wittgenstein *Über Gewissheit*, S.69)

*

Kommen wir zur Schlusszene, die einen stilistischen Bruch darstellt – der poetische Realismus der vorausgehenden Akte kippt hier ins Allegorische. Auf dem nächtlichen Friedhof, wo Wendla begraben liegt, werden sich Melchior der Schuldige, Moritz der Tote, und der mysteriöse Vermummte treffen, der Melchior retten wird. Ich nehme voraus, das Wedekind sein Stück eben diesem vermummten Herrn gewidmet hat, und bei der Uraufführung die Rolle selbst gespielt hat, offenbar miserabel, doch das tut nichts zur Sache:

Die Widmung deutet klar an, dass niemand anderes als der Vermummte die heimliche Hauptperson des Stücks ist.

Melchior, aus der Korrekturanstalt geflüchtet, steigt als erster über den Friedhof-Zaun, und hält den Monolog eines Schuldigen. «Ich hänge über dem Abgrund – [...] Warum sie um meinetwillen!

– [...] Was hält mich noch aufrecht? – Verbrechen folgt auf Verbrechen. Ich bin dem Morast überantwortet. Nicht so viel Kraft mehr, um abzuschließen ... Ich war nicht schlecht! – Ich war nicht schlecht! – Ich war nicht schlecht ...»

Melchiors Worte zeugen gewiss von Verzweiflung; dennoch, im Vergleich mit Moritz, ist diese Verzweiflung, typisch neurotisch, nicht ohne theatralisch-selbstbezogene Züge. Das Feingefühl des Autors, dem die Melchior-Figur wohl in der Erinnerung am nächsten ist, bleibt unbestechlich.

Schließlich beim Grabstein Wendlas, der den Spruch aus der Bergpredigt trägt: Selig sind, die reinen Herzens sind – «Und ich bin ihr Mörder. – Ich bin ihr Mörder! – Mir bleibt die Verzweiflung. – Ich darf hier nicht weinen. – Fort von hier! – Fort –»

In diesem Moment stapft Moritz, seinen Kopf unter dem Arm, über die Gräber her:

«Einen Augenblick, Melchior! Die Gelegenheit wiederholt sich so bald nicht.»

Aus seinem wirren Monolog eines Toten, der über allem schwebt, alles sieht, alles verachtet, kann ich hier aus Platzgründen nur den Schluss zitieren: «Wir können die Unschuld in ihren einsamen Liebesnöten, die Fünfgroschendirne über der Lektüre Schillers belauschen ... Gott und den Teufel sehen wir sich voreinander blamieren und hegen in uns das durch nichts zu erschütternde Bewusstsein, dass beide betrunken sind ... Eine Ruhe, eine Zufriedenheit, Melchior – ! Du brauchst mir nur den kleinen Finger zu reichen. – Schneeweiß kannst du werden, eh sich dir der Augenblick wieder so günstig zeigt!» Diese Reden sind skandiert von der wiederholten Bitte: gib mir die Hand.

Daraufhin Melchior: «– Wenn ich einschlage, Moritz, so geschieht es aus Selbstverachtung. – Ich sehe mich geächtet. Was mir

Mut verlieh, liegt im Grabe. Edler Regungen vermag ich mich nicht mehr für würdig zu halten – und erblicke nichts, nichts, was sich mir auf meinem Niedergang noch entgegenstellen sollte. – Ich bin mir die verabscheuungswürdigste Kreatur des Weltalls...»

Moritz: «was zauderst Du...?»

Und nun, in Klammern: *Ein vermummter Herr tritt auf*. Das Zaudern von Melchior scheint ihn herbeigerufen zu haben.

Vorerst sagt der Vermummte zu Melchior: «Du bebst ja vor Hunger. Du bist gar nicht befähigt, zu urteilen. – », und ganz und gar mitleidslos zu Moritz: « Verschwinden Sie! – Was haben Sie hier zu tun! – Warum haben Sie denn den Kopf nicht auf?» Moritz: «Ich habe mich erschossen.» Der vermummte Herr: «Bleiben Sie doch, wo Sie hingehören. Dann sind Sie ja vorbei! Belästigen Sie uns hier nicht mit ihrem Grabgestank – [...] Pfui Teufel noch mal! Das zerbröckelt schon.» Auf Moritz' Bitte, ihn bleiben zu lassen, es sei «unten so schaurig»: «Warum prahlen Sie denn dann mit *Erhabenheit*?! – [...] Warum *lügen* Sie geflissentlich, Sie – Hirngespinst!» Melchior wiederholt inzwischen mehrmals die Frage: «Wer sind Sie? Sagen Sie mir endlich, wer sie sind!» Der Vermummte: «Nein. – Ich mache dir den Vorschlag, dich mir anzuvertrauen. Ich würde fürs erste für dein Fortkommen sorgen.» Melchior: «Sie sind – mein Vater?!»

Der Vermummte: « – Dein Herr Vater sucht Trost zur Stunde in den kräftigen Armen deiner Mutter. – Ich erschließe dir die Welt. Deine momentane Fassungslosigkeit entspringt deiner miserablen Lage. Mit einem warmen Abendessen im Leib spottest du ihrer.»

Der Vermummte nimmt kein Blatt vor den Mund, stellt den Kopfgeburts-Monolog Melchiors auf die Füße, hebt den Schleier der Scham, weiß, was er will. Melchior zaudert weiterhin: «Wer sind Sie?

Wer sind Sie? – Ich kann mich einem Menschen nicht anvertrauen, den ich nicht kenne.»

Die träge Antwort des Vermummten: «Du lernst mich nicht kennen, ohne Dich mir anzuvertrauen.» Melchior: «Glauben Sie?» Der Vermummte: «Tatsache! Übrigens bleibt Dir ja keine Wahl.»

Dieser kleine Austausch mag uns als Analytiker an unsere Position erinnern. Dem meist latenten Zweifeln und Zaudern derer, die uns aufsuchen, gilt es, wortlos entgegenzuhalten: Du lernst mich nicht kennen, ohne Dich mir anzuvertrauen. Es ist, hier wie dort, eine Sache des Glaubens.

Melchior nimmt den Vermummten nun noch länger ins Kreuzverhör: «Glauben Sie an Gott?»

Der Vermummte: «Je nach Umständen.» Moritz: «Wie denken Sie über Moral?»

Der Vermummte: «Kerl – bin ich dein Schulknabe?!»

Moritz mischt sich nun als Schlichtender ein, debattiert mit dem Vermummten, fragt, warum er ihm denn damals, als er mit der Pistole unter den Erlen trabte, nicht erschienen sei – worauf der Vermummte antwortet: «Erinnern Sie sich denn meiner nicht? Sie standen doch wahrlich auch im letzten Augenblick noch zwischen Tod und Leben.»

Der Vermummte erscheint, so insinuiert Wedekind, jedem, jeder auf der Schwelle zwischen Tod und Leben – wenn man den Namen-des-Vaters anruft, steht einer auf, um zu antworten, dies im Gegensatz zum Phallus, der ewig stumm bleibt. Moritz hat ihn nicht anrufen können: am Ort der Anrufung klafft für Moritz ein Loch. Doch diese letzte, surreale Debatte, auf die der Vermummte durchaus eingeht, gibt Moritz seine Würde zurück.

Der Vermummte: «Schließlich hat jeder sein Teil – *Sie* das beruhigende Bewusstsein, *nichts* zu haben – *du* den enervierenden Zweifel

an *allem*.» Nebenbei gesagt: kursiv gedruckt, als hätte er Lacans *alle/nicht-alle* auch schon begriffen.

So wird sich Melchior von Moritz, und Moritz von Melchior schließlich trennen können, in gegenseitigen Beteuerungen ihrer Liebe. Melchior: «Leb wohl, lieber Moritz. Wo dieser Mensch mich hinführt, weiß ich nicht. Aber er ist ein Mensch ...» Der Vermummte: «Komm, Kind!»

*

Wenden wir uns nun dem Schlussbouquet zu, dem Ende des *préfaces*: dass Lacan im Vermummten einen Namen-des-Vater erkennt, dürfte durch Wedekind, der das alles schon längst wusste, erhellt worden sein, wenn man denn einige Dinge akzeptiert, die man Lacan bisher nicht unbedingt unterstellt hat.

Zum einen, der Name- des- Vaters ist keine Abstraktion, er tritt stets verkörpert auf, als jemand, der antwortet, und der, da er die großen Fragen so wenig beantworten kann wie irgendwer, mit seinem Begehren antwortet: mit seinem Begehren, dem Kind die Welt zu zeigen, die Welt zu benennen, und, dem Zaudern und Zweifeln des Kinds zum Trotz, unerschütterlich darauf besteht. Einer, der diese väterliche Funktion übernimmt, ist des öfteren, wie bei Wedekind, nicht der so genannte, schon gar nicht der biologische Vater – wobei der Vater oder die Väter, die im Heim des Kinds dabei gewesen sind, schon eine Art Grundstein gelegt haben, zumindest die Sache nicht allzu sehr verpfuscht haben dürfen. Lacan ist unerschöpflich in seinen Schmähreden gegen die psychotisierenden Väter, jene, die sich anmaßen, das Gesetz zu vertreten, das Vaterland, die Ehre, die richtige Lebensführung, die richtige Diät etc. – man wende sich hier an

die klassische, polternd poetische Brandrede in der Schrift über die Psychosen.⁸

Zurück zum *préface*: «Ich lese für mich hier das, was ich denen, die sich autorisiert haben, nur aus dem zwischen-den-Toten Bereich zu sprechen, ausdrücklich verweigert habe: ihnen zu sagen, dass es unter den Namen-des-Vaters diesen gibt, den Vermummten /Maskierten Herrn».

Eine Gestalt, die in nichts einem Vater-Ideal entspricht, die zwielichtiger nicht sein könnte, dies auch in Bezug auf die geschlechtliche Identität. «Denn wie wissen, was er ist, wenn er maskiert ist, und trägt er nicht, hier der Schauspieler, eine Frauen-Maske»?

An jenem Ort der Leere, im Loch des Symbolischen, das laufend neue Vater-Namen ausspuckt (dies eine Referenz auf eine Passage im unveröffentlichten Seminar RSI, 1974 – 1975) existiert auch *die* Frau nur als eine Maske, als eine weitere Figur der *père-version*, der Vaterliebe. *Die* Frau, die heutzutage wie schon anno dazumal für viele, auch viele Analytikerinnen, als Gegenfigur zu den scheiternden Vätern portiert worden ist und portiert wird.

Ich evoziere dies, ohne es heute weiter kommentieren zu können, als Übergang zur Aussage: «Denn der Vater hat so viele, so viele davon, dass es nicht Einen gibt, der ihm zukäme, es sei denn der Name des Namens des Namens. Kein Name, der sein Eigenname wäre, außer der Name als Ex-sistenz (der Name ex-sistiert dem Symbolisch-Imaginären). Was heißt, der Schein par excellence, und *l'homme masqué* der vermummte Herr sagt das nicht schlecht.»

⁸ In den Ecrits

Harte Kost. Zur Triplizität des Namens des Namens des Namens folgender Vorschlag: die erste und letzte Referenz des Namens ist in der jüdisch-christlichen Tradition des Alten Testaments der unaussprechliche, vokal-lose Name JHVH, der sich Moses offenbart hat als «Ich bin, der/was ich bin.» Lacan greift hier zur Übersetzung «was ich bin»: dieses «ich bin, was ich bin» ist eine Nicht-Antwort, ein Loch. Dieses Loch wird in der Folge benannt als *elohim* (lokaler Gott), *adonai* (Herr), *el schaddai* (der Herrliche). Auch die Engel, und der Papst, mögen sich für diese Zwischenstufe des Namens des Namens anbieten: hier schon ein Gewimmel von Namen des unaussprechlichen Namens. Schließlich der Name (des Namens des Namens), von dem es unzählige gibt, darunter den des «vermummten Herrn»: dieser Name ex-sistiert dem Loch des Symbolischen, und verkörpert sich stets in einem Wesen, das Rede und Antwort steht.

Einen dieser Namen anrufen zu können, ist eine Grundbedingung für das Gedeihen des Subjekts, das sonst dem Trauma des unergründlichen Begehrens und Genießens des Andern, und einer höllischen Angst ausgesetzt bleibt. Dieser Name ist «Schein», doch er verknüpft, für das Subjekt, das Reale mit dem Imaginären und Symbolischen: er schnürt, als viertes Element, den Knoten, indem er ihn benennt.

Wedekind gibt ein beredtes Zeugnis davon, dass es kein Entkommen gibt: der Name-des-Vaters holt schließlich auch den toten Moritz ein. Melchior hingegen ist nach langem Zweifeln und Fragen bereit, dem Vermummten Glauben zu schenken, ihm zu folgen. Was mit Melchior geschehen wird, bleibt offern. Wird er irgendwann ohne diesen Ersatz-Vater auskommen können? Die Zeichen stehen nicht schlecht. Die Bedingung, dass er sich seiner hat bedienen können, ist zumindest schon erfüllt.

"Einem Namen-des-Vaters folgen" fällt in kein gut-böse- oder richtig-falsch-Raster. Es stellt nur fest, dass das Subjekt dazu fähig ist, einem Andern Glauben zu schenken. Wie eine derartige Übertragungs-Beziehung sich entwickeln wird, und ob, wann, wie das Subjekt sich daraus lösen wird, steht in den Sternen. Lacan hat es im Seminar *Sinthome* folgendermassen auf den Punkt gebracht: «*S'en passer à condition de s'en servir*». Sich des Vaternamens entledigen, ihn hinter sich lassen, unter der Bedingung, daraus zu schöpfen. Ein Paradox, aus dem es kein Entkommen gibt. Wer für das eine unter Ausschluss des andern plädiert, liegt hier falsch.

Vergleichen wir den Namen-des-Vaters mit einer Buchstaben-suppe: im Schleim der *lalangue* mag er, schlage ich vor, als Buchstaben/Buchstabenfolge ex-sistieren, verbunden mit Lauten, Klängen, Rhythmen, die in einer Analyse zu age treten können – was das bringt? Bestenfalls ein fragmentarisches Wissen, das bis anhin dem Subjekt fremder nicht hätte sein können, und das, wiederum bestenfalls, zur Ausbildung eines *sinthomes*, etwa eines musikalischen oder literarischen *sinthomes*, führen kann – zur Sublimierung eines Genießens, das sich der Verdrängungen weitgehend entledigt hat. Der eine mag den reinen Ton verfolgen, die andere seltene Pflanzen züchten, ein Dritter Tiere retten – wichtig ist: kein Zwang, vielmehr ein selbstverständliches «es muss getan werden».

Der Lacan des *préfaces* sublimiert, ent-idealisiert, den Namen des Vaters, unseres ewigen Vaters nochmals, indem er den sich für immer entziehenden Hintergrund dieses Namens erwägt, jene weiße Göttin, die Robert Graves bei seinen keltischen Ahnen gesucht hat – «die, wie er sagt, sich in der Nacht der Zeit verliert, als die Abgeschiedene, für immer Andere in ihrem Genießen – wenn wir die

Formen des Unendlichen aufzählen, dann im Wissen, dass sie uns aufheben wird.»